

City of London

## Wo das Geld regiert

Die City of London ist eines der größten Finanzzentren der Welt. Die Banker, die hier arbeiten, haben meistens gute Gehälter und einen schlechten Ruf. Zu Recht? In einem Langzeitprojekt hat der Autor Joris Luyendijk mehr als 200 von ihnen getroffen und dabei das Psychogramm einer besonderen Spezies erstellt: extrem ehrgeizig, extrem einsam.

Von Joris Luyendijk

10. Februar 2019, 12:30 Uhr [Erschienen in MERIAN](#)



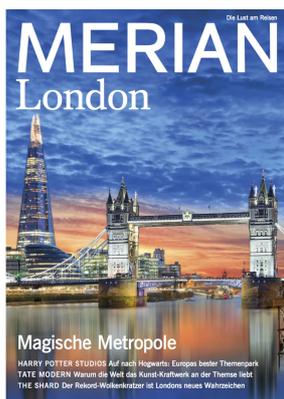
"Gurke" in der Geldfabrik: Das wegen seiner Form "The Gherkin" genannte Gebäude ist das markanteste der City und Sitz des Finanzriesen

Swiss Re.

Es ist kurz nach acht Uhr abends, und ich sitze mit einem Banker in einem Restaurant, das nach seiner Adresse benannt ist: "1 Lombard Street". Hier ist das historische Herz der City of London, Europas Finanzzentrum. Plötzlich reden wir über Beerdigungen. Im Büro "werden diese Hahnenwettkämpfe ausgetragen", erzählt mein Gesprächspartner. "Wer bringt für die Arbeit die größten Opfer? Ein italienischer Kollege erklärte dem Chef einmal, er habe sich so sehr dem Job verschrieben, dass er sogar das Begräbnis seiner Großmutter verpasste, um ein Geschäft abzuschließen. Worauf der Chef zurückgab: Ich hab die Beerdigung meines Schwiegervaters verpasst."

Wer sind diese Menschen? Zehn Jahre, nachdem die größte Finanzkrise seit den 1930er Jahren die Weltwirtschaft traf, gibt es einen Berg von Büchern, Studien und Berichten, die sich damit befassen, was genau in jenen dunklen Septembertagen 2008 geschah. Zahlreiche neue Vorschriften – nationale, europäische, globale – sollen verhindern, dass so etwas noch einmal passiert. Doch was die Banker in den Jahren vor 2008 so handeln ließ, wie sie es taten, bleibt bis heute rätselhaft.

Für Hollywood ist die Antwort einfach: Banker sind böartige Psychopathen, denen alles egal ist. Man denke nur an den Banker in "American Psycho" – einen schrecklichen Serienmörder. Oder an den Hollywood-Klassiker "Wall Street", in dem Michael Douglas als Gordon Gekko den versammelten Aktionären genüsslich erklärt: Gier ist gut! Banker als von Gier getriebene Monster: Das Filmpublikum kann von diesen modernen Inkarnationen des Bösen gar nicht genug bekommen. Daher auch das englische "Bankster", ein Wortspiel mit Gangster.



Dieser Artikel stammt aus  
MERIAN Heft Nr. 08/2018.

Das Problem ist nur: Dieses Bild ist falsch. Nehmen Sie die U-Bahn zur Station "Bank" in der "square mile". So wird die historische City of London genannt, wo die britische Zentralbank und viele der alten Börsenfirmer ihren Sitz haben, ebenso zwei der weltweit bekanntesten Finanzriesen: die Deutsche Bank (im Insiderjargon nur "Deutsche") und Goldman Sachs [<https://www.zeit.de/thema/goldman-sachs>] ("Goldman"). Gemeinsam mit dem ehemaligen Hafenviertel Canary Wharf und dem noblen Mayfair weiter im Westen, wo die professionellen Investoren ihre Adresse haben, bildet die Quadratmeile Londons Finanzzentrum. Billionen und Aberbillionen von Euros, Dollars, Pfund, Rubel,

Yen und Renminbi werden hier täglich gehandelt und machen London zu einem so großen Finanzzentrum wie New York – in mancher Hinsicht gilt der Finanzplatz London sogar als wichtiger.

Nehmen Sie irgendwo hier Aufstellung und beobachten Sie den Eingang eines der großen Gebäude, die heute Londons Skyline so beherrschen wie es einst die Kirchtürme und Paläste taten. Die Fassaden sind alle aus Glas, das soll den Eindruck von Transparenz erwecken. Haben Sie gemerkt, dass Goldman Sachs an seiner Zentrale in der Fleet Street 120 nicht einmal ein Firmenschild hat?

Schauen Sie sich die Leute an, die in diese Gebäude hineingehen und herauskommen. Achten Sie nicht auf ihre teuren Anzüge, Uhren, Handtaschen oder darauf, was sie hastig zum Lunch essen. Schauen Sie ihnen lieber in die Gesichter und achten Sie auf jene Partie, die alles verrät: die Augen – und vor allem die Stelle gleich darunter.

## **Wer Loyalität will, soll sich einen Hund anschaffen**

Ich habe in London zwei Jahre damit verbracht, genau diese Leute zu interviewen, die man in die gläsernen Bürotürme eilen sieht. Es war nicht einfach, sie zu treffen, denn ein Gespräch mit der Presse kann ein Grund für eine fristlose Kündigung sein. Aber ich garantierte Anonymität, und im Gegenzug waren über 200 Banker bereit, offen mit mir zu reden. Wir sprachen oft stundenlang: über das Wesen ihrer Arbeit, die Gründe für den Finanzcrash 2008, ihre sogenannte Work-Life-Balance – auf welche Beerdigungen man geht und auf welche nicht. Die Interviews postete ich dann in meinem Blog auf der Website des Guardian, und im Kommentarstrang führten Leser und Banker das Gespräch weiter.

Häufig waren es angespannte, unruhige Interviews, denn die Banker hatten eine Heidenangst, einem Arbeitskollegen zu begegnen und erklären zu müssen, wer ich war. Gehe ich heute durch London, verbinde ich Cafés und Restaurants mit den Bankern, die ich dort getroffen habe. Hey, das ist das Starbucks, in dem ich den Derivatehändler von Goldman Sachs interviewt habe. Und in dem Restaurant dort drüben hat mir die Personalmanagerin jene Seiten des Bankgeschäfts geschildert, die kaum jemand kennt.

Die meisten meiner Interviewpartner hätten vom Klischee des psychopathischen Wall-Street-Wolfs nicht weiter entfernt sein können. Wenn ich sie nach ihren Arbeitskollegen fragte, sagten sie: Schwarze Schafe gibt es überall, und das Bankgeschäft scheint sie anzuziehen. Doch die überwältigende Mehrheit meiner Kollegen sind Menschen wie du und ich.

Natürlich redeten wir über den Crash. Sie betonten, höchstens ein Prozent der Leute in ihrer Bank hätten sich mit "securitisation" befasst, der Verbriefung von

Kredit, wegen der die Weltwirtschaft am 15. September 2008 zusammenbrach: Amerikanische Hypotheken wurden damals in Scheibchen geschnitten und zu immer komplexeren und unverständlicheren Finanzprodukten verpackt, die man dann an ahnungslose Kunden verkaufte, oft an Europäer. Eine große globale Bank sei wie ein Archipel im Nebel, erklärten meine Gesprächspartner – die Menschen auf einer Insel haben keine Ahnung davon, was auf den anderen vorgeht. Im Crash flog eine der Inseln in die Luft, und die Explosion brachte nicht nur die Bank in Gefahr, sondern das gesamte Finanzsystem. Warum hatte niemand kontrolliert, was auf dieser Insel passierte?

Die Banker erklärten es mir. Im heutigen Finanzsystem werden großzügige Belohnungen vergeben, solange alles gut läuft; läuft es plötzlich nicht mehr so gut, dann bezahlt nicht der Banker den Preis, sondern jemand anderer – der Kunde, die Aktionäre oder die Steuerzahler. Stell dir vor, sagten meine Interviewpartner, du gehst Risiken ein und gewinnst: Dann kannst du dir noch ein Haus kaufen. Beim nächsten Mal riskierst du wieder viel, und es geht schrecklich schief: Jetzt muss jemand anderer sein Haus verkaufen. Was sind das für Anreize? Kein Wunder, dass die Top-Leute in den Banken sich nicht weiter um die "securitisation" sorgen.

Schlechte Menschen sind nicht das Problem, insistierten die Banker. Das Problem ist ein System, das schlechtes Verhalten belohnt. Und dann erklärten sie mir eine Besonderheit, die alles noch viel schlimmer macht. Denn nicht genug damit, dass eine Bank einer Gruppe isolierter, im Nebel verlorener Inseln gleicht – die Belegschaft ist außerdem ein Heer von Söldnern.

Für eine Finanzfirma in London zu arbeiten, bedeutet, dass man ohne jede Vorwarnung entlassen werden kann. Gerade warst du noch in einer Sitzung, buchstäblich zehn Minuten später stehst du auf der Straße, in der Hand einen großen Pappkarton mit deinen Sachen. Der Ausdruck, den Londoner Banker für diese Art von Kündigung verwenden, spricht Bände: "execution", Hinrichtung. Hakt man nach, zucken sie mit den Schultern: "So ist es nun mal. Wer Loyalität will, soll sich einen Hund anschaffen."

Das also ist das Erste, was man bei genauem Hinsehen in den Gesichtern der dahineilenden Banker entdeckt. Nicht Schuldbewusstsein, schließlich hatte so gut wie niemand persönlich etwas mit dem Crash zu tun. Nicht Gier, obwohl der Ehrgeiz, den größten Bonus von allen zu bekommen, natürlich eine wichtige Rolle spielt. Das vorrangige Gefühl, das die Gesichter von Bankern verzerrt, ist Angst. Bei vielen Großbanken gibt es vierteljährliche Entlassungswellen – Hunderte Angestellte verlieren dann an einem Tag ihre Arbeit. Dazu kommt die jährliche "Auslese". Sämtliche Mitarbeiter werden

laufend beurteilt, und wer nicht genug Geld einbringt oder unter Kollegen als problematisch gilt, wird zum Jahresanfang gefeuert. Das ist eine Standardprozedur: Ein bis zwei Prozent der Belegschaft werden entlassen, ganz unabhängig davon, wieviel Profit die Bank in dem Jahr gemacht hat.

## **Für Verletzlichkeit ist kein Platz**

Im Finanzwesen muss also jeder Erfolg und Kontrolle ausstrahlen, ununterbrochen. "Für Verletzlichkeit ist kein Platz", erklärten die meisten Banker oder bestätigten es, wenn ich sie danach fragte. Die Angst zeigt sich auf ihren Gesichtern nur indirekt – im Stirnrunzeln, in nervösen kleinen Ticks. Viele dieser Menschen haben schon als Teenager und dann in ihren Zwanzigern beharrlich daran gearbeitet, dorthin zu gelangen, wo sie jetzt sind. Das richtige Gymnasium, der richtige Bachelor-Abschluss, das richtige erste Sommerpraktikum, das richtige zweite Sommerpraktikum. Und so weiter. Sie verdienen eine Menge Geld auf ihrer kleinen Insel im Nebel. Aber in fünf Minuten kann alles vorbei sein. "Jeden Tag kommst du dem Tag näher, an dem du gefeuert wirst", heißt es unter Bankern. Und fragt man sie nach Anfängerfehlern, sagen sie: sich mit Arbeitskollegen anzufreunden.

Die meisten Banker verbringen ohne hin fast ihre gesamte Zeit damit, in einem Glasgebäude die Zahlen auf einem Bildschirm anzustarren. Womit wir bei der Augenpartie sind, die bei so vielen die Müdigkeit verrät. Banker in London sind erschöpft, zutiefst erschöpft. Sie arbeiten fast rund um die Uhr, sechs oder sieben Tage in der Woche. Der Begriff dafür ist "allnighter": Nach einer durchgearbeiteten Nacht nimmt man ein Taxi nach Hause, duscht, wechselt den Anzug – und fährt mit dem gleichen Taxi wieder ins Büro zurück, um einen neuen Arbeitstag anzufangen, der wahrscheinlich auch nicht vor Mitternacht enden wird.

In den ersten paar Jahren muss ein Banker für seinen Vorgesetzten auf Abruf bereitstehen. Eine amerikanische Bank verlangt von jungen Mitarbeitern, innerhalb der Londoner Ring Road zu bleiben. So kann ihr Chef sicher sein, dass sie in weniger als einer Stunde im Büro sind, falls er sie braucht. Viele junge Banker kommen aus Kontinentaleuropa. Sind ihre Eltern, Geschwister oder Freunde für ein Wochenende auf Besuch, bekommen sie sie manchmal kaum zu Gesicht: Arbeit geht immer vor. Das Finanzwesen ist kein Job, erklärten mir die Banker: Das Finanzwesen ist ein Lebensstil.

Und diese Art zu leben wird wahrscheinlich deutlich unsicherer werden. Niemand weiß, ob nicht neue Technologien die Finanzwelt ähnlich auf den Kopf stellen werden wie Uber das Taxigeschäft. Dazu kommt der Brexit, der bedeuten könnte, dass Banken und Finanzfirmen mit Sitz in London ihre Dienstleistungen nicht mehr in die EU verkaufen dürfen. Im Moment ist kaum

vorauszusagen, welche Folgen das Referendum von 2016 für Londons Finanzzentrum haben wird. Die Hauptstadt stimmte wie zu erwarten mit 59,9 Prozent für ein Verbleiben in der EU.

### **The City**

Ein "Staat im Staate" – so wird die "City of London" auch genannt. Nur etwa 8.000 Menschen leben in dem 2,6 Quadratkilometer großen Viertel am Nordufer der Themse zwischen Covent Garden und Whitechapel. Doch jeden Morgen strömen etwa 200.000 Banker hier in ihre Büros. Neben Canary Wharf, einige Kilometer flussabwärts, gilt die City als Englands größte Steueroase und als eines der wichtigsten Finanzzentren der Welt. Global Player wie Goldman Sachs, Deutsche Bank, Deloitte und die Bank of America haben hier Büros. Den Reichtum erkennt man von Weitem: Die spektakulärsten Londoner Wolkenkratzer stehen in der City.

[www.cityoflondon.gov.uk](https://www.cityoflondon.gov.uk) [https://www.cityoflondon.gov.uk/Pages/default.aspx]

Wenn Sie die Banker in der City sehen, dann schätzen Sie ihr Alter. Ich tat das nach jedem Interview, insgesamt also über 200 Mal. Dann überprüfte ich auf LinkedIn ihr Geburtsjahr. Fast immer stellte sich heraus, dass meine Gesprächspartner deutlich jünger waren, als sie aussahen. Kein Wunder, bei dem Leben, das sie führen, und von dem so viele offenbar nicht loskommen. Wie die Banker es ausdrückten: Das Bankwesen ist ein Spiel und eine Falle. Aber vor allem ist es eine Sucht.

Wie halten die Banker sie aus? Die beste Antwort darauf ist womöglich die: Indem sie sich genau diese Frage nicht mehr stellen.